

Martin Kronauer/Berthold Vogel  
Erfahrung und Bewältigung von sozialer  
Ausgrenzung in der Großstadt:  
Was sind Quartierseffekte, was Lageeffekte?

1. Quartier und soziale Lage

Wie in einem Brennglas bündeln sich in Großstädten die Folgen der ökonomischen und gesellschaftlichen Veränderungen nach dem Übergang ins 21. Jahrhundert. Hier konzentrieren sich die neuen Dienstleistungsberufe, die Kommandozentralen einer zunehmend international verflochtenen Ökonomie, der neue Reichtum, der in diesen Bereichen erwirtschaftet wird, und die Konsumangebote für diejenigen, die an diesem Reichtum partizipieren. Hier treten aber auch die Probleme besonders deutlich hervor, die aus dem Arbeitsplatzverlust durch Deindustrialisierung und Rationalisierung, durch wachsende Einkommensungleichheit zwischen unterschiedlichen Dienstleistungssparten, durch Migration und die Erosion unterstützender sozialer Netze erwachsen. Auf die großen Städte fällt schließlich in verstärktem Maße die schwierige finanzielle Verantwortung, mit diesen Problemen fertigzuwerden.

Aus guten Gründen konzentriert sich deshalb die internationale Diskussion über Exklusion und Unterklasse auf Viertel mit hoher Arbeitslosigkeit und Armut in Großstädten. Sie sind in besonderem Maße Orte der Ausgrenzungsbedrohung und der Ausgrenzung. Sind sie deshalb aber auch ausgrenzende Orte? Oder anders gefragt: Fügen sie der Marginalisierung und Ausgrenzung am Arbeitsmarkt, der daraus resultierenden Schwächung in der sozialen Einbindung und dem Verlust von Teilhabemöglichkeiten am gesellschaftlichen Leben – kurz, der in vieler Hinsicht benachteiligenden sozialen Lage – eine eigenständige, sozial-räumliche Ausgrenzungsdimension hinzu? Verschärfen sie somit die Lage oder können sie auch behilflich sein, Ausgrenzung zu bewältigen?

Die Befunde in der internationalen Forschung hierzu sind nicht eindeutig. Um die Frage empirisch prüfen und beantworten zu können, erscheint es notwendig, das Quartier in seinen Auswirkungen auf die soziale Lage unter zwei Gesichtspunkten zu

betrachten: zum einen als Ressource, zum anderen als sozialen Erfahrungsraum.

Arbeitslose und Arme sind in der Reichweite ihrer sozialen Beziehungen stärker auf ihr Wohnquartier verwiesen als Erwerbstätige und finanziell bessergestellte Bevölkerungsgruppen (vgl. Hamm 1998, 177). Aus diesem Grund ist für sie von besonderer Bedeutung, ob das Quartier Ressourcen für die Bewältigung ihrer Alltagsprobleme bereitstellt oder nicht. Vor allem zwei Typen von Ressourcen sind dabei relevant: unterstützende soziale Netze und institutionelle Angebote.

Was unterstützende soziale Netze betrifft, so führt bereits die Marginalisierung am Arbeitsmarkt dazu, daß Kontakte zu Personen, die fest in das Erwerbssystem eingebunden sind, weniger werden. Dies haben internationale Forschungen sowohl für Partnerbeziehungen wie Freundes- und Bekanntenkreise immer wieder nachgewiesen (vgl. Kronauer 2002). Damit gehen aber auch wichtige Informanten verloren, die Hinweise auf offene Arbeitsstellen vermitteln und beim Arbeitgeber »ein gutes Wort« einlegen können. Solche informellen Kanäle spielen bei der Arbeitsvermittlung eine wesentliche Rolle. Überdies schränkt die Reduzierung von Kontakten auf Menschen in gleicher Lage die Möglichkeiten gegenseitiger materieller Hilfe ein. Zwar sind die Armen eher bereit als die Reichen, Hilfe in Notsituationen zu leisten. Der Umfang, in dem sie dies können, ist allerdings bei ihnen besonders begrenzt (vgl. Andreß 1999, 185).

Die räumliche Konzentration von Armen und Arbeitslosen kann die Tendenz zur sozialen Homogenisierung der Kontakte weiter verstärken und damit wichtige Ressourcen untergraben, die aus der Lage herausführen oder sie zumindest materiell erträglicher machen könnten. Aber nicht in allen Quartieren mit einem hohen Anteil von Armen und Arbeitslosen muß dies der Fall sein. Entscheidend sind die soziale Zusammensetzung und die funktionale Ausrichtung des Quartiers. Innerstädtische Viertel, die gleichermaßen zum Wohnen wie zum Handel und zum (in der Regel kleinen) Gewerbe genutzt werden, eröffnen mehr Möglichkeiten, gelegentliche oder gar wieder feste Arbeit zu finden als die monostrukturell auf das Wohnen ausgerichteten Trabantenstädte der Großsiedlungen. Vor allem letztere gelten deshalb in Europa als ausgrenzende Orte. Dagegen enthalten die innerstädtischen Quartiere aufgrund ihrer sozialen Mischungsverhältnisse – im

Unterschied zu den stärker entmischten Armutsghettos in den Großstädten der USA – in der Regel kompensatorische Potentiale (vgl. für Deutschland Herlyn u. a. 1991). Die Frage ist hier weniger, ob, sondern wieweit und wem diese dabei helfen können, prekäre soziale Lagen zu bewältigen, und was Bewältigung dabei heißt.

Institutionelle Angebote im Quartier, die Einfluß auf die Auseinandersetzung mit Arbeitslosigkeit und Armut haben können, betreffen insbesondere die Verkehrseinbindung (Erreichbarkeit) sowie die Quantität und Qualität von Dienstleistungen vor Ort – Schule, medizinische Versorgung, Beratungsstellen, Pflege des Wohnumfelds, Freizeitangebote. Physische Isolation, Verwahrlosung und Entleerung öffentlicher Räume, institutionelle Unterversorgung verschärfen zweifellos die soziale Ausgrenzungsgefahr. Gute Wohnverhältnisse und unterstützende Einrichtungen können dagegen die materielle Seite der sozialen Lage erträglicher machen. Allerdings bedeuten institutionelle Angebote nicht in jedem Fall, daß Arbeitslose und Arme sie nutzen und nutzen können, um der Ausgrenzungsbedrohung zu entgehen. Denn sosehr Arbeitslose und Arme auch auf ihr Wohnquartier zurückgedrängt sein mögen, sowenig hat ihre soziale Lage in aller Regel dort ihren Ursprung.

Quartier als sozialer Erfahrungsraum ist von Quartier als Ressource sicher nicht zu trennen. Dennoch ist es wichtig, beide im Hinblick auf das Ausgrenzungsproblem zu unterscheiden. Wie Arme und Arbeitslose das Quartier, in dem sie leben, sozial beurteilen, wie sie sich selbst im Verhältnis zu seinen anderen Bewohnern sehen, fällt auch in Vierteln mit hoher Arbeitslosigkeit und Armut sehr unterschiedlich aus. Leben im Armutsquartier kann bedeuten, in dem Gefühl, stigmatisiert und von der Gesellschaft ausgeschlossen zu sein, bestärkt zu werden. Es kann mit einer mehr oder weniger starken Distanzierung von anderen Bewohnern und Bewohnergruppen einhergehen. In der Abgrenzung offenbart sich häufig der angestrengte Versuch, sich selbst noch als moralisch oder statusmäßig überlegen zu stilisieren. Eine solche Sichtweise dürfte sich vor allem bei denen finden, für die das Quartier keine oder nur wenige Ressourcen bereitstellt. Umgekehrt kann diese Wahrnehmung ihrerseits aber auch ein Hindernis dafür darstellen, sich potentiell vorhandene soziale Ressourcen zu erschließen.

Das Quartier kann aber auch einen Filter bilden, der die Außenbeurteilung in ihren Wirkungen abschwächt. Es kann geradezu einen Schutzraum darstellen, in den man sich zurückzieht und unter seinesgleichen verstanden und aufgehoben sieht. Allerdings bleibt der Schutz dieses Binnenraums in aller Regel prekär, da er von »außen« – den Ämtern der Fürsorge, den Medien, sozialen Anforderungen durch Außenstehende – immer wieder angefochten wird. Es stellt sich dann die Frage, wie weit und unter welchen Umständen eine einbindende »Quartiersidentität« der Erfahrung, von sozialer Ausgrenzung bedroht oder betroffen zu sein, entgegenwirken kann.

In einer empirischen Untersuchung wollten wir herausfinden, wie am Arbeitsmarkt von Ausgrenzung bedrohte Männer und Frauen ihre Wohnquartiere und Nachbarschaften beurteilten und wie sie sich in ihnen mit ihrer Lage auseinandersetzten. Auf diesem Weg hofften wir, mehr über die oben angesprochenen Probleme und Zusammenhänge zwischen sozialer Lage und Quartier zu erfahren. Insbesondere interessierte uns, wer das Quartier als Ressource betrachten und nutzen konnte, wer nicht und aus welchen Gründen. Dabei gingen wir davon aus, daß innerstädtische Viertel mit gemischten Wohn- und gewerblichen Funktionen anders beurteilt und genutzt würden als monofunktional ausgerichtete Großsiedlungen. Aus diesem Grund bezogen wir in die Untersuchung zwei Stadtviertel ein, die jeweils einen der beiden Quartierstypen repräsentieren sollten.

Die Untersuchung führten wir in Hamburg durch. Zugespitzt wie kaum in einer zweiten Großstadt in Deutschland kommen hier die Merkmale des ökonomischen und sozialen Umbruchs am Übergang ins 21. Jahrhundert, das Nebeneinander von aufsteigenden wirtschaftlichen Wachstumsbranchen und hoher Armut, zum Ausdruck. Was dies im Hinblick auf die soziale Verteilung von Ausgrenzungsrisiken und deren historisch besondere Qualität bedeutet, davon wird im zweiten Abschnitt dieses Aufsatzes die Rede sein. Im dritten stellen wir kurz die beiden Untersuchungsquartiere vor, im vierten und fünften diskutieren wir Befunde der Befragung. Dabei geht es zunächst um die Wahrnehmung der Viertel im Vergleich, anschließend um unterschiedliche Sichtweisen innerhalb jedes Viertels. Unsere Leitfragen sind: Wer kann quartiersbezogene Ressourcen nutzen, wer nicht und warum? Wie weit kompensieren oder verstärken Quartiersef-

fekte Lageeffekte angesichts der Bedrohung durch soziale Ausgrenzung?

## 2. Lehrstück Hamburg:

### Stadt des neuen Wirtschaftswachstums und der Armut

Hamburg ist eine wirtschaftlich wohlhabende und prosperierende Region. Wie keine andere westdeutsche Großstadt vermochte Hamburg in den 90er Jahren von der politischen Integration Nordeuropas in die Europäische Union, von der Öffnung Osteuropas und vor allen Dingen von der deutschen Vereinigung zu profitieren. Es konnte sich zu einer zentralen Drehscheibe des europäischen Warenhandels entwickeln. Zudem veränderte sich seit Mitte der 80er Jahre die Beschäftigungslandschaft der Hansestadt grundlegend. Das Wirtschaftsleben wird heute von einer differenzierten Dienstleistungsökonomie geprägt, in der die Medien- und Kommunikationsbranche, unternehmensbezogene Dienstleistungen (z. B. Finanz- und Rechtsberatung) und die Werbewirtschaft dominieren (vgl. Läßle 1996; Gornig u. a. 1999). Im industriellen Bereich konnte sich Hamburg als ein Zentrum des europäischen Flugzeugbaus und als ein wichtiger Standort der Bio- und Informationstechnologien etablieren (vgl. SZ vom 28. 4. 2000).

Die Branchen der Zukunft – »High Tech« und neue Dienstleistungen – dominieren also in der wirtschaftlichen Struktur und sind die Zugpferde des Wachstums. Wonach alle Städte im mehr oder weniger globalen Wettbewerb der Standorte streben, Hamburg hat es geschafft. Verantwortlich hierfür war in entscheidendem Maße die seit den 80er Jahren vom Senat betriebene Beschäftigungspolitik und Wirtschaftsförderung, die eine Abkehr von den traditionellen Industriebranchen des Schiffbaus, der Mineralölverarbeitung oder der Stahlverarbeitung forcierte. Dieser im Vergleich mit anderen Regionen relativ erfolgreiche wirtschaftliche Strukturwandel ist das Resultat gezielter politischer Eingriffe und Steuerungseffekte (vgl. Alisch/Dangschat 1998, 113 ff.). Gegen den westdeutschen Trend wuchs seit 1990 die Beschäftigung im Ballungsraum Hamburg (vgl. Geppert 1999). Das Pro-Kopf-Einkommen liegt seit diesem Zeitpunkt weit über dem bundesdeutschen Durchschnitt, und die jüngste Auswertung der Lohn-

und Einkommenssteuerstatistik von 1995 zeigt, daß in Hamburg die mittleren und höheren Einkommen in den 90er Jahren an Gewicht zulegten, während die Größenklassen der niedrigen und hohen Einkommen schrumpften (Schüler 1999).<sup>1</sup>

Vieles spricht dafür, daß die Sozialstruktur Hamburgs nach wie vor eine breite Mittelschicht aufweist, die von diesem Strukturwandel profitiert. Doch im selben Zeitraum wuchsen auch die Sozialhilfeausgaben überproportional. Im Vergleich deutscher Großstädte sind nur in Bremen mehr Menschen auf die Leistungen der Sozialämter angewiesen als in Hamburg (vgl. Statistisches Landesamt 1999b, 196). Seit Beginn der 70er Jahre stieg die Zahl der Sozialhilfeempfänger kontinuierlich an. Zählte die Hamburger Sozialbehörde im Jahre 1970 noch 17 650 Empfänger von Sozialhilfe, so waren es 1997 bereits 159 681 Menschen, die regelmäßige Unterstützungsleistungen vom Sozialamt erhielten (vgl. Statistisches Landesamt 1999a).

Die »Sozialhilfedichte«, also der prozentuale Anteil der Empfänger von laufender Hilfe zum Lebensunterhalt an der Wohnbevölkerung, ist allerdings innerhalb der Stadt räumlich und sozial sehr ungleich verteilt. Der höchste Anteil an Sozialhilfeempfängern (Hamburger Durchschnitt: 8%) findet sich in den Bezirken Hamburg-Mitte (13%) und Hamburg-Harburg (11%) (vgl. Statistisches Landesamt 1998). In beiden Fällen handelt es sich um traditionelle Arbeiter- und Zuwandererbezirke, deren Bewohner in besonderem Maße unter dem wirtschaftlichen Strukturwandel der Hansestadt zu leiden haben. Auffällig ist der hohe Anteil von Kindern und Jugendlichen unter den Hilfeempfängern – ein Trend der 90er Jahre, der sich nicht nur in Hamburg findet (vgl. BMFSFJ 1998). Während der Anteil von Kindern und Jugendlichen unter 18 Jahren an der Hamburger Bevölkerung ge-

1 Die Lohn- und Einkommenssteuerstatistik weist gerade hinsichtlich der sehr niedrigen und der sehr hohen Einkommen systematische Schwachpunkte auf, die mit dem Erhebungsverfahren zu tun haben. Es fehlen auf dem einen Pol des Einkommensspektrums Angaben über die nicht steuerpflichtigen Einkünfte aus der Arbeitslosenunterstützung und aus Sozialhilfeleistungen. Auf dem anderen Pol des Einkommensspektrums schlägt zu Buche, daß die Inanspruchnahme der vom Steuerrecht gebotenen Möglichkeiten der Steuervermeidung den Gesamtbetrag der einkommenssteuerpflichtigen Einkünfte erheblich mindert. Niedrigeinkommen werden auf diese Weise nicht erhoben und Spitzeneinkommen systematisch unterschätzt (vgl. Schüler 1999, 81).

rade einmal 16% beträgt, stellen sie mehr als ein Drittel aller Sozialhilfeempfänger. Lebten 1975 im Hamburger Durchschnitt 4,5% der Kinder unter 7 Jahren von Sozialhilfe, so waren es 1997 bereits 21,5%. In einigen Stadtvierteln der Bezirke Mitte und Harburg liegt die Sozialhilfedichte in der Altersgruppe der unter 7jährigen zwischen 30% und 40% (vgl. BAGS 1997a). Immer häufiger und immer langfristiger geraten Familien in Abhängigkeit von Sozialhilfezahlungen (vgl. Korte u. a. 1999). Schließlich liegt auch die durchschnittliche Dauer des Sozialhilfebezugs in Hamburg höher als in anderen deutschen Städten. Die dürren Zahlen der Statistik weisen darauf hin, daß für alle diese Entwicklungen in erster Linie der dauerhafte Verlust der Erwerbsarbeit bzw. der versperrte Zugang zum Arbeitsmarkt verantwortlich sind.

Das Hamburger Beispiel belegt, daß in den 90er Jahren ein hoher Beschäftigungsstand und Massenarbeitslosigkeit, wachsende Wertschöpfungsquoten und Ausgrenzungsdruck am Arbeitsmarkt sowie wirtschaftliche Prosperität und verfestigte Langzeitarbeitslosigkeit einander keineswegs ausschließen. Sie sind im Gegenteil Kehrseiten ein und desselben Strukturwandels. Insbesondere die langanhaltende Arbeitslosigkeit hat sich zu einem zentralen Problem des Hamburger Arbeitsmarktes entwickelt. Nach den Angaben des Hamburger Arbeitsamtes stieg der Anteil der Langzeitarbeitslosen an allen arbeitslos registrierten Erwerbsspersonen in den 90er Jahren von 25% auf rund 40%. Auch die sogenannte Verbleibswahrscheinlichkeit in Arbeitslosigkeit liegt in der Arbeitsmarktregion Hamburg überdurchschnittlich hoch: Von allen neu registrierten Arbeitslosen des Jahres 1997 blieben in Hamburg 22% länger als ein Jahr ohne Erwerbsarbeit. Zum Vergleich: In zahlreichen süddeutschen Regionen liegt dieser Wert um die 10% (vgl. hierzu Rudolph 1998). Die Folgen des Arbeitsplatzverlustes haben sich für bestimmte Gruppen der Erwerbsbevölkerung in der zurückliegenden Dekade verändert. Die Gefahr der Ausgrenzung vom Arbeitsmarkt für gering qualifizierte, ältere und gesundheitlich eingeschränkte Arbeitskräfte ist enorm gewachsen (vgl. Karr 1999). Immer deutlicher teilt sich die erwerbsfähige Bevölkerung in diejenigen auf, die in der einen oder anderen Form Zutritt zu Erwerbsarbeit finden, und in diejenigen, denen dieser Zugang versperrt bleibt.

Die Spaltung des Arbeitsmarkts ist der Preis, den die Stadt für

den raschen wirtschaftlichen Umbau zahlt. Der technologische Wandel, der alle Branchen durchzieht und der die Arbeitswelt grundlegend zuungunsten der gering qualifizierten Arbeitskräfte verändert (vgl. Reinberg 1999), macht sich gerade in Hamburg besonders bemerkbar. Der fortschreitenden Professionalisierung der Erwerbsarbeit entspricht der Niedergang eines bestimmten (industriellen) Tätigkeitstyps – des un- oder angelernten Arbeiters, der in Hamburg vor allem in den Seehafenindustrien, in der Grundstoffverarbeitung und im hafennahen Transport- und Lagergewerbe tätig war und ist. Nach Angaben des Statistischen Landesamtes Hamburg hat sich das Arbeitsplatzpotential für ungelernete Arbeitskräfte im produzierenden Gewerbe Hamburgs zwischen 1979 und 1995 mehr als halbiert (vgl. Wohlfahrt 1997). Mit dieser Entwicklung gehen zwei weitere Prozesse einher: das deutliche Absinken der Erwerbsquote der Männer – von 89% (1970) auf 68%(!) (1997) – und der absolute Rückgang der Zahl der als Arbeiterinnen und Arbeiter tätigen Hamburger – von 300 900 (1970) auf nur mehr 179 900 (1997) (vgl. Statistisches Landesamt 1999a).

Der skizzierte ökonomische Wandel führt allerdings nicht nur zur mehr oder weniger definitiven Abkoppelung eines Teils der Erwerbsbevölkerung, indem die Zugangsbarrieren am Arbeitsmarkt immer undurchlässiger werden. Im Zuge dieses Wandels verändern sich auch die Formen der Teilhabe an Erwerbsarbeit. Atypische Formen der Beschäftigung gewinnen mehr und mehr an Bedeutung (vgl. BAGS 1997b). Die Branche der Zeit- und Leiharbeit boomt. In Hamburg bieten über 200 Zeitarbeitsfirmen ihre Dienste an. Die Qualität der angebotenen Beschäftigungsverhältnisse ist hierbei sehr unterschiedlich. Die expandierende Hamburger Dienstleistungsökonomie (vgl. Gornig u. a. 1999) sorgt zwar einerseits für eine weitere Professionalisierung des Erwerbslebens, aber sie bringt auf der anderen Seite auch Beschäftigungsverhältnisse hervor, die arbeitsrechtlich wenig gesichert sind, geringe Qualifikationen verlangen und im unteren Gehaltsbereich liegen. Der Niedriglohnsektor, den es nach Ansicht verschiedener Experten in Deutschland zur Linderung der Arbeitslosigkeit erst noch zu schaffen gilt, kann in der Dienstleistungsökonomie Hamburgs bereits besichtigt werden. In ihm arbeiten vor allen Dingen Frauen und jüngere Arbeitskräfte. Die Teile der (Industrie-)Arbeiterschaft, die dem industriellen Struk-

turwandel zum Opfer gefallen sind, finden hier in der Regel keinen Platz mehr. Bei der Entwicklung atypischer Beschäftigungsformen fällt zudem auf, daß auch die Sozialämter immer stärker dazu übergehen, ihr Klientel um buchstäblich »jeden Preis« in Zeit- und Leiharbeitsfirmen unterzubringen. Zwar führen diese Beschäftigungsformen nicht zwangsläufig zur Ausgrenzung oder Marginalisierung am Arbeitsmarkt, aber sie machen anfällig dafür.

Es mag übertrieben sein, Hamburg aufgrund seiner sozialen und wirtschaftlichen Gegensätze als den »Prototyp der Lateinamerikanisierung deutscher Städte« zu bezeichnen (*Hamburger Abendblatt* vom 21. 11. 1997). Doch zweifelsohne wird die Entwicklung Hamburgs stärker als andere deutsche Großstadtregionen durch das spannungsreiche Nebeneinander von Wohlstand und Armut, von großbürgerlichen Wohnvierteln und Großwohnsiedlungen des sozialen Wohnungsbaus, von Karrieren in neuen Dienstleistungsberufen und sozialer Verdrängung durch Deindustrialisierung geprägt. Gerade darin manifestiert sich die neue Qualität der Arbeitslosigkeit und Armut in Deutschland heute. Sie sind nicht mehr nur Randerscheinungen des Wohlstands, die Einzelschicksale betreffen und sich als solche behandeln ließen, wie noch in den 70er Jahren. Sie sind aber auch nicht mehr charakteristischer Bestandteil des Industriekapitalismus wie die »alte« Armut und Arbeitslosigkeit in der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg. Vielmehr zeigen sie die soziale Entwurzelung von weiten Teilen der un- und angelernten Arbeiterschaft an, die in den neuen Formen der kapitalistischen Ökonomie keinen Platz mehr haben (sollen). Deproletarisierung ist dafür ein angemessener Ausdruck – Verlust nicht nur des Arbeitsplatzes, sondern auch einer Lebensweise, die um die Erwerbsarbeit organisiert war und von anderen nachbarschaftlich geteilt wurde. Daneben scheinen bereits die Konturen der zukünftigen Arbeitsplatzunsicherheit und Armut auf: Erwerbsarbeit als »Job« in der Dienstbotenkategorie, die sich zusammen mit dem Aufstieg der neuen Wirtschaftssektoren und dem Lebensstil der dort tätigen »Professionals« ausbreitet.

### 3. Typische Beispiele »benachteiligter« Wohnquartiere: St. Pauli und Mümmelmansberg

Wenn heute in der öffentlichen und wissenschaftlichen Diskussion von »benachteiligten« Quartieren, »sozialen Brennpunkten« und »überforderten Nachbarschaften« (GdW 1998) die Rede ist, dann geht es in der Regel um zwei unterschiedliche Typen städtischer Quartiere: das innerstädtische Altbauquartier und die Großsiedlung am Rande der Stadt. Dementsprechend konzentriert sich unsere Auswahl der Untersuchungsorte in Hamburg auf den in der Innenstadt gelegenen Stadtteil St. Pauli und auf die Großwohnsiedlung Mümmelmansberg im Stadtteil Billstedt, in der östlichen Peripherie Hamburgs. Mümmelmansberg ist die größte Wohnsiedlung des Hamburger sozialen Wohnungsbaus der 60er und 70er Jahre. Im öffentlichen Bewußtsein der Hansestadt repräsentieren beide Viertel Orte der Armut und der sozialen Benachteiligung. St. Pauli, obgleich als Vergnügungs- und Szeneviertel *die* touristische Attraktion Hamburgs, wird in verschiedenen lokalen Monographien zur sozialstrukturellen und räumlichen Entwicklung der Hansestadt als der ärmste und einkommenschwächste Hamburger Stadtteil vorgestellt (Alisch/Dangschat 1998, 131; Dangschat 1996). Der Großwohnsiedlung Mümmelmansberg, die einst als *das* städtebauliche Reformvorhaben der Hansestadt errichtet wurde, eilt spätestens<sup>2</sup> nach dem ersten Armutsbericht der Hamburger Sozialbehörde (vgl. BAGS

2 Bereits Mitte der siebziger Jahre wurde im Norddeutschen Fernsehen eine ebenso wohlmeinende wie sozialkritische Reportage »Die armen Leute vom Mümmelmansberg« ausgestrahlt, die im noch sehr jungen Stadtteil wahre Proteststürme auslöste. Das Negativeimage begleitet die Wohnsiedlung von Beginn an – unabhängig von wirtschaftlichen Konjunktur- und Arbeitsmarktzyklen. Dieses Image hat offensichtlich sehr viel mit der »Belegungspolitik« nach dem Neubau der Siedlung zu tun. Ein Gutteil der Erstbezieher stammte aus Barackensiedlungen, die in den Zeiten der akuten Wohnungsnot nach dem Zweiten Weltkrieg, als insbesondere die Hamburger Arbeiterquartiere Hamm, Horn und Billstedt, die in unmittelbarer Nachbarschaft zur heutigen Siedlung Mümmelmansberg liegen, stark zerstört waren, errichtet wurden. An diesem »schlechten Ruf« der Siedlung konnten auch die zahlreichen bildungs- und gesundheitspolitischen Reformprojekte, die im Stadtteil konzentriert sind (die über die Grenzen Hamburgs hinaus bekannte Gesamtschule Mümmelmansberg oder das Gesundheitszentrum) wenig ändern.

1993) der traurige Ruf voraus, ein trostloses »Sammelbecken der Armen der Stadt« zu sein.

Ein Blick auf die Zahlen der Hamburger Statistik bestätigt, daß in Mümmelmannsberg und St. Pauli überdurchschnittlich viele Arbeitslose und Sozialhilfeempfänger leben. Beide Viertel sind in dieser Hinsicht tatsächlich »problembeladene Quartiere« (Häußermann 2000). St. Pauli und Mümmelmannsberg weisen mit 16,4 % bzw. 14,5 % die höchsten »Sozialhilfedichten« in der Hansestadt Hamburg auf. Während in St. Pauli überdurchschnittlich viele deutsche Sozialhilfeempfänger leben, sind es in Mümmelmannsberg vor allen Dingen Bewohner nichtdeutscher Herkunft, die Sozialhilfe beziehen. Insbesondere Familien sind in beiden Stadtteilen in besonders starkem Maße auf Sozialhilfe angewiesen. Mehr als ein Drittel der Kinder im Alter unter sieben Jahren wachsen in diesen Vierteln in Haushalten auf, in denen keiner Erwerbstätigkeit nachgegangen wird bzw. in denen das durch Erwerbsarbeit erzielte Einkommen nicht ausreicht, den finanziellen Unterhalt der Familie zu sichern (vgl. BAGS 1997a, 61 ff.). Auch die Zahl der Langzeitarbeitslosen liegt nach Angaben des Statistischen Landesamtes in städtischen Quartieren wie St. Pauli und Mümmelmannsberg deutlich höher als in anderen Vierteln der Stadt. Schließlich sind beide Quartiere Zuwandererviertel – St. Pauli seit jeher, Mümmelmannsberg seit Mitte der Seer Jahre. In St. Pauli (1997: 30 000 Einwohner) sind 44 % der Wohnbevölkerung nichtdeutscher Herkunft, in Mümmelmannsberg (1997: 21 000 Einwohner) liegt der Anteil der ausländischen Bewohnerschaft bei 24 %. Insbesondere ausländische Jugendliche sind in beiden Stadtteilen weit überdurchschnittlich von Arbeitslosigkeit betroffen – während auf der anderen Seite ein Teil der ausländischen Wohnbevölkerung mittlerweile zum lokalen Mittelstand zählt.

Trotz ähnlicher statistischer Indikatoren für soziale Benachteiligung unterscheiden sich St. Pauli und Mümmelmannsberg in anderer Hinsicht beträchtlich. Insbesondere in ihrer räumlichen, baulichen und wirtschaftlichen Struktur repräsentieren sie unterschiedliche sozialräumliche Quartierstypen. St. Pauli steht für ein »multifunktionales Wohnquartier«, in dem Leben und Arbeiten noch in vielfältiger Weise miteinander verknüpft sind, in dem eine differenzierte Stadtteilökonomie existiert, in dem Handel und Wandel das Straßenbild beherrschen und in dem dementspre-

chend sehr unterschiedliche soziale Milieus anzutreffen sind. Die Wohnsiedlung Mümmelmansberg dagegen ist ein Beispiel für »monofunktionale Wohnquartiere«, die Ende der 60er Jahre zur Linderung der Wohnungsnot und zur Verbesserung der Wohnbedingungen für Arbeiter- und Angestelltenfamilien konzipiert wurden. Diese Siedlungen wurden in städtischen Randlagen als »Schlafstädte« mit einer klaren funktionalen Trennung von Wohnen und Arbeiten errichtet. Während innenstadtnahe Altbauquartiere wie St. Pauli in der öffentlichen Diskussion als urbane Schutzräume für benachteiligte gesellschaftliche Gruppen vorgestellt werden, ist mit Blick auf die Wohnsiedlungen an den Rändern der Stadt von einer räumlichen Kumulation »ökonomischer Deprivations- und sozialer Verlufterfahrungen« (Herlyn 1990, 163) die Rede. Wie sehen das die arbeitslosen Bewohner der beiden Stadtteile?<sup>3</sup>

#### 4. Bewertungen der Quartiere im Vergleich: Ähnliche Urteile, unterschiedliche Gründe

Die Arbeitslosen unserer Befragung in Mümmelmansberg und St. Pauli sind sich überraschend einig, wenn es um die Bewertung ihres jeweiligen Wohnquartiers geht. Die deutliche Mehrheit in beiden Stadtvierteln äußert sich überwiegend positiv, wenn sie in den Interviews auf ihr Wohnumfeld angesprochen werden. Zwei Drittel der Arbeitslosen in St. Pauli und etwa 60% der arbeitslosen Mümmelmansberger verneinen unsere Frage, ob sie lieber in einem anderen Wohnviertel leben möchten. Unsere Vernu-

3 Vermittelt über die lokalen Arbeits- und Sozialämter haben wir in beiden Stadtteilen 103 qualitative Leitfadeninterviews mit Arbeitslosen geführt, davon 56 in St. Pauli und 47 in Mümmelmansberg. Erfragt wurden in den Interviews der Berufsweg und die Biographie der Arbeitslosen, die finanziellen, psychischen und sozialen Folgen der Arbeitslosigkeit, ihre Aktivitäten am Arbeitsmarkt, ihr Selbst- und Gesellschaftsbild und vor allen Dingen auch das Leben im Wohnquartier und das Verhältnis der Befragten zum Stadtteil. Zur Struktur des Befragungssamples: 60% der Befragten sind Männer. 90% sind deutsche Staatsangehörige. Annähernd die Hälfte der Interviewpartner ist zwischen 35 und 49 Jahren alt. Nur 15% sind älter als 50 Jahre. Zwei Drittel sind ledig, drei Viertel leben alleine. Knapp 60% haben keine Kinder, 70% der Männer und 35% der Frauen. 88% beziehen Sozialhilfe, 84% sind länger als ein Jahr ohne reguläre Erwerbstätigkeit. Etwa die Hälfte hat keine berufliche Ausbildung absolviert.

tung, daß die periphere Siedlung Mümmelmansberg als »monofunktionales Quartier« deutlich schlechter abschneiden würde als das innenstadtnahe und »multifunktionale« Altbauquartier St. Pauli, bestätigte sich nicht. Allerdings werden je nach Stadtteil die Akzente bei der Thematisierung der positiven und negativen Seiten des Wohnviertels sehr unterschiedlich gesetzt. Offenbar kommen die Lebensbedingungen im Quartier unterschiedlichen Bedürfnissen entgegen. Sie fordern aber auch auf unterschiedliche Weise Ablehnung heraus.

In St. Pauli werden das spezifische soziale Klima des Stadtteils, die nachbarschaftlichen Kontakte, das »Wir-Gefühl« innerhalb der Bewohnerschaft und die Vielfalt des sozialen und wirtschaftlichen Lebens im Stadtteil positiv hervorgehoben. Daß viele Arbeitslose und Arme hier wohnen, ist deutlich bewußt. Es schlägt ambivalent, aber keineswegs nur negativ zu Buche. Fast ebenso viele Befragte sehen darin eine Hilfe für sich selbst wie einen Nachteil, und lediglich ein Drittel gibt an, weder in der einen noch der anderen Weise davon berührt zu sein.

In Mümmelmansberg dagegen werden die Infrastruktur des Wohngebietes, der Zustand und die Ausstattung der Wohnungen, aber auch die vorhandenen familiären Bindungen als Gründe für den Verbleib im Viertel genannt – alles Faktoren, die in St. Pauli keine oder kaum eine Rolle spielen. Infrastruktur und institutionelle Angebote wurden seit den 80er Jahren in Mümmelmansberg Schritt für Schritt verbessert. Der Stadtteil erhielt Anschluß an das städtische U-Bahnnetz, verkehrsberuhigte Zonen wurden geschaffen, und neue Betreuungseinrichtungen für Kinder, Jugendliche und Senioren entstanden.

Immerhin ein Drittel der Arbeitslosen in Mümmelmansberg und gut ein Viertel in St. Pauli mochten jedoch die überwiegend positive Sicht nicht teilen. Bei ihnen überwog der Wunsch, den Stadtteil zu verlassen. Auch hier unterscheiden sich allerdings die Gründe in den Quartieren erheblich.

Zwar wird in beiden Vierteln die wachsende Aggressivität negativ hervorgehoben. In Mümmelmansberg wird sie vor allen Dingen mit dem hohen Anteil arbeitsloser junger Männer nicht-deutscher Herkunft in Verbindung gebracht. In St. Pauli hingegen erscheint vor allem das Vordringen von Prostitution und Drogenszene in die Wohngebiete des Stadtteils als bedrohlich. Als Gefahr ganz anderer Art wird hier zugleich die Immobilienspekulation

beklagt, die zur Vernichtung preisgünstigen innenstadtnahen Wohnraums führt.

Deutlich auseinander gehen die Meinungen jedoch im Hinblick auf den hohen Anteil von Arbeitslosen und Armen im Viertel. Einen Vorteil für sich selbst sieht darin kaum jemand von den Befragten in Mümmelmansberg. Statt dessen empfinden es viele – annähernd die Hälfte von allen und ganz besonders diejenigen, die das Viertel lieber verlassen würden – als Negativfaktor im Quartier. Für sie verbindet sich damit das Gefühl der Verunsicherung und der sozialen Bedrohung in einer insgesamt prekären Lebenssituation. In St. Pauli hingegen halten sich positive und negative Urteile die Waage.

In der Bewertung der beiden Quartiere kommen somit jeweils sehr verschiedene Kriterien zum Tragen. Sofern es aber die gleichen Aspekte sind, von denen die Rede ist – wie im Fall der Konzentration von Armut im Viertel –, werden sie in einem hohen Maße gegensätzlich beurteilt. Warum ist das so?

Zwei Faktoren spielen offenbar eine wichtige Rolle. Zum einen stoßen wir hier auf einen Sachverhalt, der typisierende Quartiervergleiche im Hinblick auf Ausgrenzungsfolgen grundlegend erschwert, aber nur selten angemessen berücksichtigt wird. Denn nicht nur die Quartiere unterscheiden sich hinsichtlich ihrer funktionalen Ausrichtung und institutionellen Ressourcen. Hinter annähernd gleichen Arbeitslosen- und Sozialhilfezahlen verbergen sich auch unterschiedliche Armutsbevölkerungen. Wie unsere beiden Beispiele St. Pauli und Mümmelmansberg belegen, übt jeder Quartierstyp eine selektive Wirkung auf die Armutspopulation aus, die in ihm lebt. So gibt es in St. Pauli insgesamt sehr viel mehr Alleinlebende als in Mümmelmansberg. Dementsprechend ist in St. Pauli auch der Anteil der Haushalte mit Kindern deutlich niedriger. In unserem Befragungssample finden sich diese Strukturunterschiede in den Haushalten der Arbeitslosen wieder. Hier zeigen sich aber auch deutliche Abweichungen in der Migrationsgeschichte. St. Paulis Arbeitslose, mit denen wir sprachen, waren in der Regel irgendwann einmal zugezogen. Unter den Mümmelmansbergern hingegen fanden wir weit mehr Personen, die dort aufgewachsen sind.<sup>4</sup>

<sup>4</sup> Da wir die Befragung nicht nach dem Schneeballprinzip (ein Interviewter vermittelt die Kontakte zum nächsten Gesprächspartner), sondern durch

Auch die von den Befragten angesprochenen Motive beim Zuzug in das jeweilige Quartier weichen voneinander ab. Die Mietpreise spielen bei beiden Vierteln eine wichtige Rolle, sind aber noch stärker gewichtet in Mümmelmansberg. Dort wird auch der Wohnungsstandard häufiger als Grund für den Zuzug genannt. Kaum eine Bedeutung haben Familie und Partnerschaft als Motive für das Leben in St. Pauli, während sie in Mümmelmansberg neben der Miethöhe den stärksten Grund abgeben. Das soziale Klima im Viertel wiederum übt keinerlei Attraktion auf diejenigen aus, die nach Mümmelmansberg gezogen sind. Dagegen wird es von einem Drittel der Befragten in St. Pauli als Motiv angeführt, warum sie dort leben wollten.

Kurz: Die Quartierstypen ziehen jeweils unterschiedliche Kategorien von Arbeitslosen und Armen in besonderem Maße an. Damit weichen aber auch die Ansprüche an das Quartier und die Kriterien seiner Beurteilung voneinander ab. Innerstädtische, funktional gemischte Quartiere und monofunktional ausgerichtete Großsiedlungen sind somit nicht per se hilfreich oder nachteilig für Arbeitslose und Arme. Sie sind letzteres – zumindest in den hier geschilderten Hamburger Fällen – nur im Hinblick auf spezifische Lebenssituationen und Teilpopulationen.

Damit ist bereits der zweite Faktor, der bei der unterschiedlichen Bewertung zum Zug kommt, angesprochen. Er betrifft sowohl den Sachverhalt, daß ähnliche Tatbestände in verschiedenen Quartieren unterschiedlich beurteilt werden, als auch die Tatsache, daß innerhalb jedes Quartiers die Meinungen der Arbeitslosen und Armen über das Viertel auseinandergehen. Die Wohnquartiere geben in ihrer sozialen Zusammensetzung, funktionalen Prägung, physischen Ausgestaltung und institutionellen Ausstattung bestimmte Lebensbedingungen vor, die den einen Arbeitslosen und Armen zugute kommen, den anderen aber nicht. Worin und wodurch unterscheiden sich nun diejenigen, die den Stadtteil positiv bewerten, von denen, die die negativen Seiten hervorheben und betonen, das Quartier verlassen zu wollen? Welche sozialen Faktoren sind dafür verantwortlich, daß ein und

Ansprache möglicher Gesprächspartner am Arbeitsamt und auf den Sozialämtern organisierten, mithin die Auswahl stärker dem Zufall überließen, erscheint es zumindest plausibel, daß wir auf diese Weise tatsächlich relevante Unterschiede in der sozialen Zusammensetzung der Armuts- und Arbeitslosenpopulationen beider Viertel abbilden konnten.

derselbe Stadtteil nicht nur unterschiedlich wahrgenommen wird, sondern auch unterschiedlich genutzt werden kann?

### 5. Der Doppelcharakter der Quartiere: Orte der Unterstützung, Orte der Vereinzelung

Zunächst kommen wir zu den Arbeitslosen von Mümmelmannsberg: In der Wahrnehmung und Bewertung des Stadtteils treten markante Unterschiede zwischen Männern und Frauen hervor. Während annähernd vier Fünftel der arbeitslosen Frauen vor Ort wohnen bleiben möchten, äußert eine klare Mehrheit der arbeitslosen Männer den Wunsch, den Stadtteil zu verlassen. Was sind die Gründe?

Die arbeitslosen, auf Sozialhilfe angewiesenen Frauen in Mümmelmannsberg haben zumeist Kinder, mit denen sie, oft als Alleinerziehende, zusammenleben. Das Viertel ist für sie in mehrfacher Hinsicht ein Ort der Unterstützung. Zum einen können sie vor Ort auf ein gut ausgebautes Netzwerk staatlicher Einrichtungen und privater Initiativen zurückgreifen, die insbesondere ihren (familiären) Bedürfnissen entgegenkommen. Zum zweiten profitieren sie von der baulichen Infrastruktur des Wohnquartiers. Die Wohnungen sind gut geschnitten und gerade für Haushalte geeignet, in denen Kinder leben. Die Wohnungsbaugesellschaften kümmern sich um den Zustand der Häuser, die Mieten sind akzeptabel und Schulen und Kindergärten sind in der Nähe und in ausreichender Zahl vorhanden. Zum dritten spielen im Alltag dieser arbeitslosen Frauen die lokalen Kontakte zur Herkunftsfamilie eine große Rolle. Sie wissen darum, daß sie in der unmittelbaren oder weiteren Nachbarschaft auf familiäre Ressourcen zurückgreifen können. Das Spektrum dieser Ressourcen reicht von finanzieller Hilfe bis zur Kinderbetreuung.

Das Beispiel der arbeitslosen Frauen von Mümmelmannsberg zeigt aber auch: Das Quartier als einen Ort der Unterstützung zu erleben schützt nicht zwangsläufig vor der Erfahrung sozialer Marginalität. Überdurchschnittlich häufig artikulieren sie, aufgrund ihrer Lage als Nichterwerbstätige und Sozialhilfeempfängerinnen »außen vor« zu sein und Schwierigkeiten zu haben, materiell mitzuhalten. Gerade die familiären Bindungen, die sonst als soziale Stütze wirken, zeigen hier ihren zwiespältigen Charak-

ter. Über die eigenen Kinder werden Ansprüche von »außen« in die Familie oder in die Haushalte getragen, die häufig nur schwer oder gar nicht zu erfüllen sind. Mümmelmansberg wird in keinem der Interviews von den Frauen als ein Milieu der Armut oder als ein Quartier der Arbeitslosen und Ausgegrenzten geschildert. Die Normen und Standards einer auf Erwerbstätigkeit ausgerichteten Gesellschaft sind in Mümmelmansberg keineswegs aufgehoben. Die Einbindung in das Erwerbsleben hat nicht an Selbstverständlichkeit verloren. Die eigene materielle und soziale Benachteiligung fällt auf. Vor Ort wird den arbeitslosen Frauen immer wieder vor Augen geführt, daß sie sich im Vergleich zu anderen in einer labilen und angespannten Lage befinden. Im Wohnquartier finden sie soziale, institutionelle und familiäre Unterstützung, aber kein schützendes soziales Milieu.

Weder auf familiäre Unterstützung noch auf tragende Sozialbeziehungen innerhalb eines verbindenden Sozialmilieus können die arbeitslosen Männer von Mümmelmansberg zurückgreifen. Das Quartier ist für sie ein Ort der Isolation. Das hat zum einen mit ihrer Lebensform zu tun. Im Unterschied zu den arbeitslosen Frauen lebt die große Mehrheit der arbeitslosen Männer allein. Zum anderen tragen aber auch die funktionelle Ausrichtung und die Infrastruktur des Wohnviertels zur Vereinzelung bei. Diese arbeitslosen Männer leiden darunter, daß Mümmelmansberg als Wohnsiedlung für eine Lebensweise unter den Bedingungen der Vollbeschäftigung geplant wurde (vgl. Häußermann/Siebel 2000, 132), also für den tagsüber abwesenden und erwerbstätigen Mann und Familienernährer, der sich nur nach Feierabend in der Siedlung aufhält. Eine permanente Anwesenheit jüngerer und älterer Männer sieht die wirtschaftliche und soziale Infrastruktur der Siedlung nicht vor. Den arbeitslosen Männern stehen daher keine Aufenthaltsorte und keine sozialen Rollen zur Verfügung, die ihren Rückzug in die Isolation verhindern könnten. Sie sind in keiner Einrichtung des Stadtteils anzutreffen. Das ist kein Wunder, denn keine Einrichtung ist für sie vorgesehen. Das dichtgeknapfte Netzwerk an Institutionen richtet sich an Jugendliche und an Frauen mit Kindern. In Mümmelmansberg fehlt darüber hinaus – im Unterschied zu St. Pauli – eine stadtteilbezogene Ökonomie, die Gelegenheitsarbeiten und soziale Anlaufpunkte bietet. Auch handwerkliche Aktivitäten im Rahmen der Nachbarschaftshilfe spielen in Mümmelmansberg keine große Rolle.

Gegenseitige Hilfe wird innerhalb der Familie oder Verwandtschaft organisiert oder man wendet sich bei Problemen an die Wohnungsbaugesellschaft und ihre Hausmeister. Insgesamt bietet das Quartier kaum Platz für die Schattenökonomie und wenig Gelegenheit zu einem öffentlichen Leben außerhalb organisierter Stadtteilsteste.

Das Leben im Viertel wird von Müttern mit Kindern beim Einkaufen oder am Spielplatz bestimmt sowie von Jugendlichen auf ihrem morgendlichen oder nachmittäglichen Schulweg. Die arbeitslosen Männer treten im öffentlichen Raum nicht auf. Der Verlust der Erwerbsarbeit und die Infrastruktur des Stadtteils zwingt sie in ihre eigenen vier Wände. Sie meiden den Weg »nach draußen«. Die Folgen von Arbeitslosigkeit, Drogenabhängigkeit und Armut bleiben auf diese Weise in Mümmelmansberg weitgehend unsichtbar oder konzentrieren sich auf bestimmte Wohnblocks oder Straßenzüge.

In Mümmelmansberg zu wohnen bedeutet für die Mehrheit der arbeitslosen Männer, einsam zu sein. Dabei nehmen sie ganz im Gegensatz zu den Frauen den Stadtteil durchaus als ein »Armutsquartier« wahr, in dem viele »gescheiterte (Männer-)Existenzen« leben, für die in der Arbeitswelt kein Platz mehr ist. Das Wissen um die Ähnlichkeit der Lebenssituationen allein schafft aber noch keine durch regelmäßige Kontakte geknüpften und aufrechterhaltenen Bindungen. Denn dazu fehlen die Anlässe, die wiederum formell wie informell institutionalisierter Rahmenbedingungen bedürfen. Die bloße Gegenwart anderer Arbeitsloser und Armer im Quartier bringt dann die Trostlosigkeit der eigenen Lage nur noch schärfer zu Bewußtsein. Dies gilt um so mehr, als Mümmelmansberg trotz der stigmatisierenden Stereotype, die über dieses Viertel innerhalb Hamburgs im Umlauf sind, für die Mehrheit der Bewohner durchaus die ihm einmal zuge dachte Funktion erfüllt. Die Leerstände sind stark zurückgegangen, der Niedergang des Viertels in den 80er Jahren wurde aufgefangen, der Traum vom quasi-suburbanen Wohnen auch bei kleinerem und mittlerem Einkommen läßt sich für viele Erwerbstätige hier noch immer realisieren. Dagegen hebt sich ein Leben in Arbeitslosigkeit besonders deutlich ab.

Somit erweist sich die ausgeprägte geschlechtsspezifische Differenz als maßgebliche Scheidelinie in der Wahrnehmung und Nutzung Mümmelmansbergs durch die arbeitslosen Frauen

und Männer unserer Befragung. Die Frauen befinden sich zu-  
meist nicht nur in einer anderen sozialen und familiären Situation,  
der Stadtteil bietet ihnen auch andere Handlungsspielräume und  
Bewegungsmöglichkeiten. Sie bewegen sich in einer »Frauen-  
welt«, die durch ein Netzwerk von Institutionen und familiären  
Kontakten gestützt wird. Eine vergleichbare »Männerwelt«, die  
den Verlust der Erwerbsarbeit kompensieren könnte, findet sich  
dagegen im Stadtteil nicht.

Die Quartiererfahrungen der Arbeitslosen von St. Pauli hin-  
gegen differenzieren sich weit weniger nach einer »Männerwelt«  
und einer »Frauenwelt«. Die sozialen und familiären Lebenslagen  
der arbeitslosen Frauen und Männer sind vielmehr recht ähnlich  
– die große Mehrheit von ihnen lebt alleine und ohne familiären  
Anschluß im Stadtteil. Statt dessen tritt hier ein anderer wichtiger  
Faktor der Unterscheidung deutlich zutage. Ob und inwieweit  
der Stadtteil als Stütze oder als Bedrohung erfahren wird, hängt in  
St. Pauli eng mit den jeweiligen Lebens- und Erwerbsverläufen  
der Arbeitslosen zusammen. Die soziale Karriere, die nach St.  
Pauli führt, bestimmt maßgeblich die Haltung gegenüber dem  
Stadtteil.

Für die deutliche Mehrheit der Arbeitslosen in St. Pauli bietet  
der Stadtteil ein schützendes Milieu – insbesondere für diejenigen  
Männer und Frauen, die sich schon immer oder zumindest über  
weite Strecken ihrer Erwerbslaufbahn in den Randbereichen der  
Arbeitsgesellschaft aufhielten. Mit Unterbrechungen haben sie  
teils als Hilfsarbeiter und teils als Fachkräfte in unterschiedlichen  
Branchen und Berufen gearbeitet. Sie waren schon seit geraumer  
Zeit Grenzgänger zwischen Erwerbstätigkeit, Nichterwerbstä-  
tigkeit und Arbeitslosigkeit. Für das prekäre Arrangement dieser  
Lebensform finden sie in einem multifunktionalen Wohnquartier  
wie St. Pauli in stärkerem Maße Ressourcen und Unterstützung  
als in anderen Vierteln der Stadt. Der Stadtteil zieht sie an. In St.  
Pauli zu leben bedeutet für sie keinen sozialen Abstieg, es ist ihre  
Wahl. Sie wissen darum, daß sie in St. Pauli Gelegenheiten zum  
Nebenerwerb finden, daß sie vor Ort auf eine Vielzahl von Bera-  
tungs- und Hilfeangeboten für Arbeitslose und Sozialhilfeemp-  
fänger zurückgreifen können und daß sie hier eher unter ihres-  
gleichen leben als in jedem anderen Stadtteil Hamburgs. Ihre  
Maßstäbe, an denen sie andere messen und an denen sie selbst ge-  
messen werden wollen, richten sie daher an den Standards eines

sozialen Milieus aus, in dem regelmäßige Erwerbsarbeit nicht die Hauptrolle spielt. In ihren sozialen Kontakten ziehen sie sich mehr und mehr von denen zurück, die stabil erwerbstätig sind, und assoziieren sich im Alltag vor allen Dingen mit anderen Arbeitslosen – im Unterschied zu denen, die das Wohnquartier verlassen möchten und die deutlich darum bemüht sind, sich von anderen Arbeitslosen abzugrenzen.

Bei denjenigen, die sich weitgehend mit ihrem Quartier identifizieren, fällt schließlich die bemerkenswerte »Innen-Außen-Perspektive« auf, die sie zwischen dem Leben in St. Pauli und dem Leben außerhalb des Stadtteils unterscheiden läßt. Innerhalb St. Paulis finden sie Schutz vor dem Gefühl und der Erfahrung »außen vor zu sein«. »Arm« oder »ausgegrenzt« ist man woanders, aber nicht in St. Pauli. Der Stadtteil erweist sich somit als Stütze sozialer Identität und Schutzraum vor Stigmatisierung, Diskriminierung und Vereinzelung. Wie weit aber trägt dieser Schutz? Kompensiert er die subjektiven Folgen von sozialer Marginalisierung und Ausgrenzung, die ihren Ursprung in der prekären ökonomischen Einbindung haben? Wie die Befragung zeigt, bewahrt St. Pauli als schützendes Milieu nicht vor der aufs gesellschaftliche Ganze bezogenen Erfahrung, am Rande zu stehen. Ein Gutteil der Arbeitslosen, die sich in dem Viertel heimisch fühlen, bejaht unsere Frage, ob es ihnen schwerfalle, mit anderen mitzuhalten, und schätzt sich selbst im Vergleich zur übrigen Gesellschaft als arm ein. Die große Mehrheit von ihnen kennt zudem das Gefühl, als Arbeitslose und Sozialhilfeempfänger abgestempelt zu werden – allerdings in der Regel in sozialen Situationen außerhalb des eigenen Umfelds, aber auch in der Konfrontation mit dem Repräsentanten der staatlichen Fürsorge im Viertel, dem Sozialamt. Der Schutzraum des quartiergestützten Milieus verschiebt somit gewissermaßen die Grenzen, an denen die Ausgrenzungserfahrung virulent wird. Er beseitigt sie aber nicht.

Einer starken Minderheit der Arbeitslosen in St. Pauli bleibt allerdings selbst die Einbindung in ein schützendes Milieu verschlossen. Sie schildern das Leben im Quartier als einen sozialen Ballast, der die eigene prekäre Lage noch verschärft und verfestigt. Als wesentlicher Grund dafür schält sich in den Gesprächen heraus, daß ihre berufliche und soziale Karriere einen anderen Verlauf als der Berufs- und Lebensweg derer genommen hatte, die vor Ort wohnen bleiben möchten. Der in der Regel aus finanziel-

len Gründen erzwungene Zuzug nach St. Pauli markiert für sie das (vorläufige) Ende einer beruflichen Abstiegs Geschichte. Gerade die arbeitslosen Frauen, die das Leben in St. Pauli dezidiert ablehnen, waren vor ihrem Wohnungswechsel in den Stadtteil in kaufmännischen und anderen dienstleistungsorientierten Berufen gut etabliert. Für diese Minderheit ist das Wohnquartier ein Ort sozialer Deklassierung. St. Pauli zieht nach unten. Im Wohnviertel sehen sie sich als isolierte Verlierer unter anderen gesellschaftlichen Verlierern. Nur durch widrige Lebensumstände (Verlust des Arbeitsplatzes, Krankheit, Bruch der Ehe oder Familie) sind sie in diesen Stadtteil geraten. Ihr Vergleichs- und Orientierungspunkt ist und bleibt die gesellschaftliche Mitte der Erwerbstätigen, der sie sich selbst einst zugehörig fühlten.

St. Pauli sehen sie als eine Falle. Einmal dort »gelandet«, hat man kaum mehr Chancen auf Rückkehr in die »normale« Gesellschaft der Erwerbstätigen. Das Leben in St. Pauli, die öffentlich sichtbare Obdachlosigkeit und Drogensucht, die Dominanz einer Armutsökonomie von Billigdiscountern und Secondhandgeschäften, das als Belästigung empfundene Rotlichtmilieu, die ebenso aggressive wie repressive Atmosphäre des Sozialamtes – das alles erleben diese Arbeitslosen als Manifestation und Demonstration ihres sozialen Scheiterns. Es bedrückt und beschämt sie, in einem Stadtteil wie St. Pauli leben zu müssen. In der Schilderung ihrer aktuellen Lebenssituation, ihrer materiellen Konsummöglichkeiten und ihrer sozialen Partizipationschancen kommt eine Mischung aus Rückzug, Resignation und Ressentiment zum Ausdruck. Während in Mümmelmannsberg das Fehlen sozialer Bindungen unter den Armen und Arbeitslosen die Vereinzelung verstärkt, ist es in diesem Fall gerade die Dichte des Milieus, die diejenigen, die sich von ihrer Herkunft her nicht zugehörig fühlen, in die Vereinzelung treibt.

Es bleibt die Frage, was in all den hier geschilderten Konstellationen Bewältigung von Ausgrenzungsbedrohung im Quartier eigentlich heißt oder heißen könnte. Im Prinzip sind zwei Möglichkeiten denkbar. Erfolgreiche »Bewältigung« kann darin bestehen, aus der Ausgrenzungsbedrohung herauszukommen, seine Chancen am Arbeitsmarkt zu verbessern und zu nutzen. Es kann aber auch bedeuten, sich auf eine Lage, die als nicht mehr grundlegend veränderbar erscheint, aktiv um- und einzustellen und dabei soziale Ressourcen zu mobilisieren, die den schlechten

Zustand erträglicher machen. Was die erste Möglichkeit betrifft, so bieten die zur Vereinzelung führenden Konstellationen sicherlich keine quartiersbezogenen sozialen Hilfen, um der Ausgrenzungsbedrohung zu entkommen. Dagegen hält die Einbindung in soziale Netze, die Gelegenheitsarbeiten auf dem formellen und informellen Arbeitsmarkt vermitteln, zumindest die Möglichkeit offen, daß daraus stabilere Beschäftigung erwachsen könnte. Andererseits kann die Milieubindung aber auch bedeuten, daß Chancen außerhalb gar nicht mehr in den Blick geraten und das eigene Schicksal als besiegelt erscheint. Im Sinne der zweiten Möglichkeit mag sie dann noch helfen, die Ausgrenzungslage zu ertragen, sie bleibt dabei aber zugleich untrennbar mit ihr verknüpft.

## 6. Schlußbemerkung

Es bleibt dabei: Die Frage, wie Quartiere mit einem hohen Anteil von Arbeitslosen und Armen auf die Erfahrungen mit sozialer Ausgrenzung und Ausgrenzungsbedrohung wirken, läßt sich auch anhand unserer beiden Fallbeispiele nicht eindeutig beantworten. Selbst wenn man die Frage spezifiziert und unterschiedliche Quartierstypen unterscheidet, ergibt sich kein einheitliches Bild. Zwei Gründe haben sich als ausschlaggebend erwiesen: Unterschiedliche Quartierstypen enthalten sozial unterschiedlich zusammengesetzte Armutspopulationen. Überdies wirken die Lebensbedingungen in jedem Quartier auf Teilpopulationen der Arbeitslosen und Armen in jeweils unterschiedlicher Weise. Soziale Merkmale und Quartiersmerkmale gehen also jeweils spezifische Verbindungen miteinander ein.

Es hat sich im Fall von Mümmelmannsberg gezeigt, daß die auf Sozialhilfe angewiesenen Frauen mit Kindern in dieser Großsiedlung mehr Möglichkeiten vorfanden, die ihrer Lebenssituation entgegenkamen, als die erwerbslosen Männer. Dementsprechend unterschiedlich fiel auch das jeweilige Urteil über das Viertel aus. Großsiedlungen sind auf die Reproduktion, das Wohnen und das Aufwachsen von Kindern angelegt, als Ergänzung zur Produktion, zur Erwerbsarbeit, aber in strikter räumlicher Trennung von ihr. Allein auf das Wohnen reduziert, verliert dieses soziale und physische Arrangement dagegen für die erwerbslosen Männer

völlig seinen Sinn. Die räumliche Abspaltung von Wohnen und Arbeiten unterminiert zudem die Möglichkeit, daß sich über regelmäßige Sozialkontakte in einer informellen Ökonomie ein quartiergestütztes Milieu herausbildet.

Nach St. Pauli zieht es vor allem alleinstehende Männer und Frauen mit vielfältig gebrochenen Erwerbsbiographien. Die Mischung von Nutzungsformen schafft ökonomische Nischen – beides gute Voraussetzungen für die Herausbildung von Überlebensstrategien in geteilten Milieus. Dagegen spitzt sich für diejenigen die Lage zu, die auch noch von diesen Milieus ausgeschlossen sind oder sich selbst ausschließen, weil sie deren Voraussetzungen nicht teilen – die Freiwilligkeit des Zuzugs und die Geschichte der Randständigkeit.

Jeder der beiden quartierstypischen Fälle trägt somit auf seine Weise sowohl zur Verschärfung als auch zur Abschwächung der Erfahrung von Ausgrenzungsbedrohung bei. In keinem Fall aber, selbst in dem des schützenden Milieus nicht, setzen die Quartiereffekte die Lageeffekte außer Kraft.